

# Über den Konflikt hinaus

Die Replik von Gunda Werner auf Ulrich Riegel und Tobias Faix

**D**ie Autoren fassen die vorliegende Studie zum Bistum Essen sowie weitere Studien unter vier Aspekten zusammen: Sie stellen erstens die Motive eines Austritts vor, beschreiben zweitens den Prozess, charakterisieren drittens den Austritt als einen inneren Konflikt und beleuchten viertens die pastoralen Optionen.

In der herangezogenen Studie von Stefan Bonath wird die Beschreibung der Austritte als sehr verschieden hervorgehoben; Bonath selbst bezeichnet die Prozesse als Motive. Unter diesen so verstandenen Motiven bewerten die Autoren das „Konflikt-Motiv“ als pastoral besonders bedeutsam. Denn Menschen, die dieses Motiv benennen, entscheiden sich aus einer vorherigen intensiven Bindung an die Kirche dazu, diese aufgrund von Enttäuschungen oder Verletzungen zu verlassen. Ebenso ist dieser Prozess besonders lang und unter Umständen selbst dann nicht abgeschlossen, wenn der Austritt vollzogen ist. Deswegen wird das Hauptaugenmerk der Autoren auf dieses Motiv des Konflikts als Ursache der Austritte gelegt, eine Beobachtung, die sie durch ihre Tiefeninterviews ebenfalls teilen können, denn diese biographischen Einschnitte durch Konflikte mit kirchlichen Realitäten erzählen die von ihnen Befragten ebenfalls. Darüber hinaus zeichnen die Autoren die Nachdenklichkeit der Interviewten nach, die sich, nach Vermutung der Autoren vielleicht auch angeregt durch das Interview, Gedanken darüber machen, welche Konsequenzen der

Kirchenaustritt im Blick auf die Beerdigung oder sogar das Leben nach dem Tod haben könnte. Andere fühlen sich der Kirche in ihrer feiertäglichen Liturgie weiter verbunden oder haben durchaus nicht den Glauben verloren, selbst wenn sie den Schritt des Austritts getan haben.

In den pastoralen Optionen betonen die Autoren den Aspekt, dass alleine die Beschäftigung mit den Ausgetretenen das Image der Kirche schon verbessere. Zudem zeige die Studie und zeigten die weiteren Studien besonders am Konflikt-Motiv, dass ein Teil der Ausgetretenen wohl aufgrund innerer Auseinandersetzung kirchlicherseits durchaus ansprechbar wäre. Vor allem aber bedürfte es einer besseren Untersuchung des Konflikt-Motivs. Schließlich erinnern die Autoren daran, dass jede/r getaufte/r Christin/Christ über den Glauben Auskunft geben könne und dazu befähigt und ermutigt werden solle, was aber in einer stärker säkularen Zeit, in der Glaube Privatsache geworden sei, sicherlich nicht einfach sei.

Ich möchte fünf Aspekte hervorheben. Erstens: Die Konzentration auf das Konflikt-Motiv hat mir erneut vor Augen geführt, dass dort eine, vielleicht sogar die wesentliche theologische Aufgabe liegt. Dabei wird diese aber nicht so sehr darin liegen, die Konflikte zu erkennen und zu bearbeiten oder weitere empirische Einsichten zu gewinnen, wie die Autoren dies vermuten. Die Erforschung der Konflikte selbst ist meines Erachtens zur Genüge geschehen, denn sie sind, so sagen es ja auch die

Autoren selbst, erstaunlich gleichbleibend und verschärfen sich lediglich durch die gesellschaftliche und rechtliche Entwicklung. Zu den beschriebenen Erfahrungen (Trennung, gleichgeschlechtliche Partnerschaft, Gleichberechtigung) ist ausreichend geforscht, um mit diesen Erkenntnissen tatsächlich zu arbeiten. Mich interessiert daher als logischer nächster Schritt, in welcher Form diese Erkenntnisse für die pastorale Arbeit nutzbar gemacht werden können.

Zweitens: Die von den Autoren abschließend benannte pastorale Option, Getaufte zu befähigen, über den eigenen Glauben Auskunft zu geben, erscheint mir zunächst als ein grundsätzlicher Wesenszug des Christseins, ist aber auf den zweiten Blick nicht so unschuldig, wie sie gefordert wird. Hier nämlich gibt es eine Überschneidung mit einem weiteren Motiv des Austritts: dem Gefühl, dass die Kirche nicht mehr „fromm“ genug sei. Es könnte also scheinen, dass die Befähigung zum Bekenntnis des eigenen Glaubens zugleich die Menschen, die austreten, weil die Kirche nicht mehr „fromm“ genug ist, anspricht. Damit würden diese Gläubigen, die einen Austritt erwägen, eine mögliche kirchliche Heimat erhalten. Allerdings stellt sich mir die Frage, ob aus dieser Überlegung nicht Folgeproblematiken entstehen, die nicht so einfach zu lösen sind. Wie kann dann z. B. der Gefahr entgegengewirkt werden, dass Christsein ein Christsein ‚um zu‘ wird, also ein Christsein, das im Blick auf die Kirchenbindung bestimmte Funktionen erfüllt? Hier stellt sich die Kernfrage, was Christsein denn bedeutet. Könnte nicht mit dieser Idee zugleich eine differenziertere Zugehörigkeit wiederum schwieriger denkbar werden? Außerdem und für mich fast schwerwiegender:

was kann der Gefahr entgegnet werden, ein Leistungs- und Überzeugungschristentum zu erzeugen, das sich wiederum in einer eigenen Reflexion von Gruppierungen abgrenzen müsste, die in ihren Überzeugungen ein negatives, kulturpessimistisches Weltbild vertreten? Mit anderen Worten: Zeugnis geben ist keine unschuldige Angelegenheit.

Drittens: Ob Glaube wirklich weitgehend eine private Angelegenheit geworden ist, wie es die Autoren als Schwierigkeit gegenüber einem Zeugnis des Glaubens beschreiben, möchte ich zumindest teilweise in Frage stellen. Dass Gestaltung, Zustimmung und Inhalt des Glaubens privater geworden sind, als dies zu Zeiten einer restriktiveren Kontrolle durch ritualisierte und kontrollierende Formen der Vergemeinschaftung innerhalb einer Volkskirche der Fall war, wird deskriptiv sicher zutreffen. Allerdings ist damit analytisch und hermeneutisch noch nicht ausgemacht, ob der Glaube selbst nur deswegen privater ist, weil er weniger in einer kirchlichen oder gesellschaftlichen Öffentlichkeit benannt wird. Es wäre bei diesem Thema aufschlussreich, das spannungsvolle Zueinander von öffentlicher Präsenz des Religiösen spätestens seit 2001 und persönlicher Glaubensvorstellung und ihrer öffentlichen Äußerung zu untersuchen. Die mediale und ikonographische Entwicklung kirchlicher Religiosität, gerade mit der Ergänzung persönlicher Statements, lässt da aus meiner Sicht keinen so eindeutigen Schluss zu.

Viertens: Über die von den Autoren benannten pastoralen Optionen hinaus sehe ich den Bildungsauftrag der Kirche, und zwar eben nicht ausschließlich konzentriert auf den Zeugnisauftrag, als einen weiteren Handlungsansatz, der sich aus der Studie ableiten lässt. Schließlich wird innerhalb von Kirche,

namentlich in der kirchlichen Kinder- und Jugendarbeit, sehr wesentliche Arbeit geleistet, die der Entwicklung demokratischer und solidarischer Subjekte dient. Eine solche pastorale Option könnte also lauten, den Bildungsauftrag der kirchlichen verbandlichen Kinder- und Jugendarbeit deswegen zu stärken, weil an diesem Ort „nicht nur inhaltliche, sondern auch strukturelle Partizipation“ stattfindet und verbandliche Jugendarbeit „damit auch eine Einführung in politische Verfahrensprozesse“ bietet. „Die über die Jugendarbeit zur Verfügung stehenden Beteiligungs- und Partizipationsstrukturen ermöglichen nicht nur Mitbestimmung und Mitgestaltung, sondern stellen auch eine Grundlage für die Bereitschaft dar, sich gesellschaftlich zu engagieren und Verantwortung zu übernehmen“ (Könemann). Es kann und sollte weder der Kirche noch der Gesellschaft egal sein, ob diese Arbeit fortgeführt werden kann. Fünftens: Die Autoren beginnen ihre Ausführungen mit dem vertieften Nachdenken über die Kirchenzugehörigkeit und würdigen an dieser Stelle erneut den Impuls der Reflexionen des Institut Chenu in der Studie zum Kirchenaustritt. Denkt man diesen Bereich konsequent weiter, der pastoral wie kirchenpolitisch von hoher Bedeutung ist, dann ergibt sich daraus die konkrete Frage, ob eine Zugehörigkeit über den kirchenrechtlich definierten Rahmen hinaus denkbar ist – also eine

Zugehörigkeit, die jene, die sich religiös oder der Kirche verbunden fühlen, als Gläubige denkt. Die neue Studie zur Religiosität von Jugendlichen (vgl. Schweitzer/Wissner/Bohner/Nowack/Gronover/Boschki) legt die Notwendigkeit einer solchen neuen Denkform erst recht nahe. Denn der Gottesglaube und die eigene Einschätzung der Religiosität nehmen im Prozess des Erwachsenwerdens eher zu, die kirchenkritische Einstellung verstärkt sich aber ebenso. Diese drückt sich vor allem in der Ansicht aus, dass Kirche sich verändern müsse, um eine Zukunft zu haben. Es liegt also durchaus nahe, das sich aus sehr unterschiedlichen Beweggründen speisende Konflikt-Motiv des Kirchenaustritts mit einer diversifizierten Kirchenzugehörigkeit neu zu denken. An dieser Stelle hätte ich mir weitergehende und über die Beschreibung der Studie hinausgehende Impulse gewünscht. Denn ich kann mir vorstellen, dass als Zugehörigkeit mehr gedacht werden könnte als die von den Autoren zitierten Formen.

## LITERATUR

---

- Könemann, Judith, Von der „reflektierten Gruppe“ zum Projekt – Sozialformen kirchlicher Jugendarbeit im Wandel, in: Knaupp, Angela, Handbuch Jugendarbeit, (erscheint) 2018.
- Schweitzer, Friedrich/Wissner, Golde/Bohner, Annette/Nowack, Rebecca/Gronover, Matthias/Boschki, Reinhold, Jugend – Glaube – Religion. Eine Repräsentativstudie zu Jugendlichen im Religions- und Ethikunterricht, Münster 2018.